

VIRUS

Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin

Band 19

Schwerpunkt: Objekte als Quellen der Medizingeschichte

Herausgegeben von

Fritz Dross, Elisabeth Lobenwein, Marion Ruisinger,
Alois Unterkircher

für den Verein für Sozialgeschichte der Medizin

Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2020



Editorial

Liebe Leser*innen des „Virus“!

Vielleicht haben Sie sich gefragt, wieso auf dem Covermotiv für ein Virusheft zum Thema „Objekte als Quellen der Medizingeschichte“ ausgerechnet eine Skiausrüstung zu sehen ist? Es gibt doch so viele andere, eindeutig als medizinische Objekte erkennbare Dinge, von den Aderlass-Schnäppern der Frühen Neuzeit über die Stethoskope des 19. Jahrhunderts bis hin zu den Röntgenröhren der frühen Medizintechnik, um nur ein paar bekannte Beispiele aus dem Arsenal der Medizin zu nennen.

Mit der Skiausrüstung möchten wir eine der Kernthesen des vorliegenden Heftes veranschaulichen: Objekte, die sich als Quellen für medizinhistorische Forschung eignen, müssen nicht zwangsläufig primär medizinisch genutzt worden sein. Durch ihren Verwendungskontext, ihre spezifische Ding-Biographie, können sie zu medizinhistorischen Quellen werden – und dadurch auch Eingang in entsprechende Fachsammlungen finden, so wie (nun sei es verraten) diese Skiausrüstung aus der Sammlung des Deutschen Medizinhistorischen Museums Ingolstadt, die von einer Fürsorgerin in Tirol verwendet wurde, um im Winter die von ihr betreuten Familien in abgelegenen Dörfern aufzusuchen. Durch eben diesen spezifischen Verwendungskontext kann, um ein Beispiel aus dem vorliegenden Heft zu wählen, ein Rettungsring auch zu einem Objekt der Psychiatriegeschichte mutieren.

Daraus erwächst, so eine weitere Kernthese, für kultur- und wissenschaftshistorisch ausgerichtete Museen die Verpflichtung zu einer neuen Art des Sammelns, einer anderen Bewertung der ihnen angebotenen Objekte. „Wertvoll“ ist nun nicht mehr das kunstvoll gefertigte, historische Artefakt von großer Seltenheit und hohem Marktwert, sondern der – auf den ersten Blick möglicherweise ganz banal erscheinende – Gegenstand, der durch seine „dichte Beschreibung“ ein großes Potential als Quelle für zukünftige Forschungen birgt. Im Vorfeld einer jeden Objektübernahme ist zu klären, ob es entsprechende Zusatzinformationen gibt oder nicht. Häufig führt dies dazu, dass die Vorbesitzer*innen weiteres Material (Fotos, persönliche Dokumente, Gebrauchsanweisungen, Lebensläufe etc.) hervorsuchen und so selbst aktiv zur Kontextualisierung beitragen.

Ein solches Objekt steht nicht isoliert und seiner früheren Bedeutung entkleidet im Depot – das nicht zu Unrecht schon einmal als „Altenheim der Dinge“ bezeichnet wurde –, sondern ist auf vielfältige Weise in unterschiedliche Zusammenhänge eingebunden. Degradiert man es nicht zur reinen Illustration, sondern nimmt man es als eigenständige Quelle ernst, dann lässt es sich unter dem Aspekt seiner Materialität, seiner Herstellung, Distribution, Funktionsweise, Verwendung und Musealisierung befragen, was zu den jeweils spezifischen Akteur*innen, Praktiken, Regelungen, Motiven, Räumen und Orten führt. Auf diese Weise betrachtet, wird das „stumme Ding“ zu einem interdisziplinären Fragengenerator, der neue Forschungsspuren eröffnet und zu weiteren Texten, Bildern und Objekten leiten kann. Wer sich auf einen solchen, vom Objekt ausgehenden Forschungsweg einlässt, bekommt unterschiedliche Aspekte in den Blick, die bei einer rein textbasierten Beschäftigung mit der jeweiligen Thematik so nie sichtbar geworden wären.

Deshalb – und dies ist weniger eine These als vielmehr ein Plädoyer – sollten Medizin- und Wissenschaftshistoriker*innen nicht erst dann ans Museum denken, wenn sie bei der Textarbeit am Schreibtisch auf einen Objektbezug stoßen. Unser Wunsch wäre es vielmehr, dass sie sich – wie dies die Autor*innen im vorliegenden Heft getan haben – auf das Wagnis einlassen, mit ihrer Forschung beim Objekt zu beginnen. Und noch mehr: Wer auch in der Lehre tätig ist, wird die Arbeit mit Objekten doppelt zu schätzen lernen. Die bereits vielfältig gemachten Erfahrungen mit objektbasierten Seminaren sind durchweg äußerst positiv. Auch bei der Themenfindung für Qualifikationsschriften bieten dreidimensionale Quellen eine reizvolle Alternative. Vielleicht führt diese Entwicklung dazu, dass Sammlungen und Museen zukünftig nicht nur als Orte der Präsentation und Vermittlung wahrgenommen werden, sondern immer mehr als das, was sie auch – und vor allem – sind, als Forschungsinfrastrukturen, die mit derselben Selbstverständlichkeit genutzt werden sollten wie Bibliotheken und Archive.

Wir sind uns bewusst, dass der von uns soeben eingeforderten Selbstverständlichkeit der Nutzung dinglicher Quellen noch manche praktischen Hindernisse im Wege stehen. Während in den einschlägigen Proseminaren gelehrt wird, wie und wo Bibliothekskataloge und archivalische Findmittel aufzuspüren und zu benutzen sind (heute im Zweifel online), fehlen für das Auffinden von Objekten noch entsprechend standardisierte Vorgehensweisen. Zudem sind die Verzeichnungspraxis der Sammlungen und Museen sowie die jeweils zu Grunde liegende Nomenklatur alles andere als einheitlich. Der forschende Weg führt notwendig über, respektive mitten durch die Sammlungen und ihre Depots. Neben einer inzwischen reichen Forschungslandschaft zur Hermeneutik, Epistemologie und Praxeologie der „stummen“ oder „sprechenden“ Dinge, je nach theoretischer Perspektive, fehlt es, wie Isabel Atzl in ihrem Impuls darlegt, in unserem Fachbereich essentiell an primärer Sammlungsforschung. Umso wichtiger ist es, sich über die bereits vorhandenen Erfahrungen in der objektbasierten medizinhistorischen Forschung und Lehre auszutauschen und Kontakte zwischen den Sammlungen und den Universitäten zu knüpfen und zu pflegen.

Und genau dies war das Ziel der Tagung, auf der das vorliegende Heft basiert: Sie sollte durch das persönliche Kennenlernen von „Forschungs-“ und „Sammlungsleuten“ die Debatte über das Potential von Objekten als Quellen für Medizingeschichte anstoßen und unterschiedliche methodische Vorgehensweisen ausloten. Dies spiegelt sich auch in den ausrichtenden Institutionen wieder: Der Verein für Sozialgeschichte der Medizin organisierte die Tagung zusammen mit dem Institut für Geschichte der Universität Klagenfurt, der Medizinischen Sammlung des Instituts für Geschichte und Ethik der Medizin der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und dem Deutschen Medizinhistorischen Museum Ingolstadt. Das vom 14. bis 16. November 2019 in Ingolstadt abgehaltene Symposium versammelte 23 Referent*innen. Die Mehrzahl der Vorträge ist im vorliegenden Tagungsband enthalten, wobei sämtliche der Rubrik „Beiträge“ zugeordneten Texte einem Peer-Review-Verfahren unterzogen wurden.

Unser langjähriges, geschätztes Mitglied Professor Dr. phil. Gerhard Baader (1928–2020) musste aus gesundheitlichen Gründen leider kurzfristig auf die Teilnahme an der Tagung verzichten. Wir widmen ihm dieses Heft, das wir ihm gerne noch selbst überreicht hätten.

Die Herausgeber*innen

Fritz Dross / Elisabeth Lobenwein / Marion Ruisinger / Alois Unterkircher

Oktober 2020